Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 37 (1955)
Heft: 46

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 02.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, den 18. November 1955 Erscheint jeden Freitag 34. Jahrgang Nr. 46

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Zur 44-Stunden-Woche

El. St. Dieses Problem geht uns Frauen auch an, sei es, dass wir selber in der Hetze des Industrie-Betriebes, oder sonst irgendwo in angespannter Tagesarbeit Tag um Tag Raubbau an unseren Kräften treiben müssen.

Der Herrgott hat nach Vollendung seines grossen Werkes der Weltschöpfung den siebenten Tag als Ruhetag eingesetzt, ihn geheiligt. Offenbar hat sogar er, der Allmächtige, nach sechs Tagen intensiver Arbeit am Schöpfungswerk das Bedürfnis nach Ruhe gehabt, sonst hätte er wohl den siebenten Tag nicht als Ruhetag eingesetzt. Wie viel mehr braucht der arbeitende Mensch von heute, besonders derjenige in der Industrie, wo Maschine und Motor das Tempo pausenlos angeben, des Ruhetages, der Ausspannung. Aus diesen Ueberlegungen ist der freie Samstagnachmittag für die meisten Berufe geschaffen worden und hat sich unbedingt als Wohltat erwiesen, obwohl damals der Schweiz der materielle Untergang prophezeit wurde. Die Arbeitsintensivität hat sich in den letzten Jahren in allen Bezirken noch gesteigert. Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, unser Volk lebt in einer nie abreissenden, stets sich noch steigernden Hetze. Vermehrte Trunksucht, Nervosität, intensivierte Hässigkeit und gegenseitige Rücksichtslosigkeit beweisen die dadurch missbrauchten Seelen- und Nervenkräfte.

Der Sonntag ist für weite Kreise kein Ruhetag mehr, denn am Sonntag müssen ja jene Betriebe «laufen», die von dem Geld leben müssen, das andere in der Woche einnehmen, um es dann am Sonntag unter dem Einfluss der Auto-Manie, der Festseuche, der verschiedensten Vergnügungsstätten und Wirtschaftsattraktionen auszugeben, beeinflusst durch eine raffiniert aufgezogene Vergnügungs-Reklame.

Wäre der Sonntag noch wie in alten Zeiten der von Gott geheiligte Ruhetag, plus dem neuangesetzten Samstagnachmittag, so wäre der Ruf nach der 5-Tage-Woche wohl nie entstanden. Aber weil für viele Menschen der Sonntag, so wie er heute schlecht verwendet wird, eben kein Ruhetag mehr ist, hoffen die Befürworter des ganz freien Samstags, dass manches, was heute den Sonntag belastet, Sportanlässe, Tagungen etc. am Samstag erledigt werden könnte und der Sonntag dann wieder ein wirklicher Ruhetag würde: So wie es zum Beispiel in England, in Australien der Fall ist, wo der Samstag den sozialen, menschlich gesellschaftlichen, den Sportanlässen usw. reserviert ist, der Sonntag aber sehr streng als Ruhetag, als Tag des Herrn, respektiert, und vom Staat geschützt wird, vor jeglichen Auswüchsen irgend welcher Art.

Man muss sagen, dass in diesen Ländern entschieden weniger Nervosität, weniger hässiges und gereiztes Zusammenleben Trumpf ist als bei uns, wo «ein stierer Blick der Schweizer», schon Göthe aufgefallen ist, laut einer Tagebuchnotiz (Artemis-Verlag 1949) aus Schaffhausen, der sicher nur aus unserem so stark entwickelten Tüchtigkeits- und Geltungsdrang heraus sich erklären lässt, bei der im Grund gütigen Natur der Schweizer, die sich aber nur selten natürlich zu geben wagt dank der ständigen Verkrampfung. Bei uns sind nach der intensiven Wochenarbeit bei vielen Menschen Geist und Nerven zu müde, oder zu überreizt, um die kurze freie Zeit in Ruhe zubringen zu können und Erholung in höheren Bezirken zu suchen als allenfalls im Kino, bei Fussballspielen oder eben im Wirtshaus.

Diese Tatsache beweist, dass eine vermehrte Freizeit sicher für viele, besonders für Junge, eine Gefahr bedeuten kann, und dass auf alle Fälle von den Behörden aus, wie von den einschlägigen Organisationen Hand in Hand gewisse Schutzmassnahmen getroffen werden müssten und eine intensive Erwachsenen-, Freizeit- und Elternschulung einzusetzen hätte, um weite Kreise wieder zur Erkenntnis der Wohltat von mehr Stille, mehr Häuslichkeit und intensiverem Familienleben zu führen.

Da es in der Natur des Schweizers liegt, es lieber jahrein und jahraus hundebös zu haben, um auf einem hohen Lebensstandard leben zu können, müsste in weiten Kreisen — denn diese Einstellung ist ein National-Uebel — die Erkenntnis geweckt werden können, dass etwas mehr Ruhe, etwas mehr Verinnerlichung unserer ganzen Lebensformen uns letzten Endes vielleicht doch mehr Befriedigung geben könnte als das ganze materielle Drum und Dran, dem zu liebe wir oft Familienglück, Gesundheit, Gemütlichkeit und die innere Befriedigung opfern.

Die Initiative des Landesrings bezweckt durch Einführung einer verkürzten Arbeitszeit etwas mehr Ruhe in den Ablauf des privaten Lebens zu bringen. Obwohl die Forderung früher von sozialistischer Seite sogar auf die 40 Stundenwoche lautete, wird die Initiative aus weiten Kreisen heute bekämpft. Die einen bedauern den Arbeitsausfall, fürchten Lohnabbau; andere ziehen die intensive Arbeitszeit, oft sogar mit Ueberzeiten, des höheren Lohnes wegen, einem Zeit-Abbau vor. In der chemischen Industrie, wo die 5-Tage-Woche fast durchwegs eingeführt ist, hat man gute Erfahrungen gemacht, so dass die Vorschläge des Landesrings nicht ein absolutes Novum darstellen.

Noch ist es schwierig für Aussenstehende, für uns Frauen besonders, heute schon so oder so Stellung dazu zu nehmen, denn es ist ein Problem, das sehr seine zwei Seiten hat. Wäre man sicher, dass die Mehrzahl unserer Bevölkerung den absolut richtigen menschlichen Voraussetzungen der Initiative gerecht würde, müsste eine Verkürzung der Arbeitszeit in den meisten Arbeits-Sektoren sicher ein Segen sein bei dem wahnsinnigen Arbeitstempo, das heute vielfach das Beste in der Menschheit totschlägt.

Ein junger Spassvogel sagte bei einer diesbezüglichen Diskussion, «er sei überzeugt, dass wenn der Herrgott damals schon diesen verrückten Betrieb im Paradies gehabt hätte, wie wir heute in der Industrie, so hätte er dem Menschen einen Tag zur Arbeit, und sechs zur Ruhe gesetzt.»

Wer kann das wissen —? Die Initiative ist da, sie wird vor das Volk kommen. Sie geht um ein wichtiges volkswirtschaftliches und soziales Problem — also haben auch wir Frauen sie zu prüfen und Stellung dazu zu nehmen — und zwar aus der Tiefe der Problemstellung heraus und nicht auf Grund oberflächlicher Urteile, die am Wesentlichsten derselben, dem Einfluss auf Persönlichkeit und Familienleben vorbeigehen würden, wenn sie nur die wirtschaftlichen Belange in Betracht zögen. Denn Wirtschaft bedeutet nicht nur Geldmachen; eine richtig verstandene Wirtschaftsordnung steht im Dienst der Menschheit, also muss sie so geordnet werden, dass diese Menschheit an ihr wächst und gedeiht, und zwar nicht nur an materiellen Gütern, sondern auch an inneren Werten.

Chrischtrose

Es Blüemli im Schnee,
es Liecht i der Nacht;
es Wünger wo üs
der Herrgott het gmacht.

So suber u fyn,
e heitere Schtärn.
Es Hämpfeli Glück
vo der himmlische Aern.

Chrischtrose du bisch
dur d'Nacht zue mer cho,
Dys Liecht het mer Troscht
und Hoffnig zrüggloh.

Senta Simon
aus dem neuerschienenen Gedichtband
«My Wäg»

Elternschulung — das Problem der Gegenwart

El. St. Es gehört heutzutage nachgerade bei älteren oder sonst sehr braven Leuten zum guten Ton, über die verdorbene moderne Jugend zu stöhnen und zu klönen. Man spricht in Pharisäertönen davon, wie schlecht erzogen sie sei, und vergisst dabei ganz, dass man damit schon andeutet, dass diese Jugend offenbar nicht ganz allein schuld ist an all dem, was ihr fehlt. Und es ist schon so, weit herum, besonders in unseren Städten, dass im Verhältnis Eltern - Kinder heute Fehlentwicklungen so häufig sind, dass sie zu einem sozial-ethischen Problem geworden sind.

Es handelt sich offensichtlich um eine Lücke, eine Verarmung im Verhältnis Eltern - Kinder, sehr oft um eine Hilflosigkeit der Erzieher dem heutigen Kinder-Typus gegenüber, den sie schon ihrer eigenen Kinderzeit gegenüber als so verschieden empfinden, dass sie sich nicht zu helfen wissen in einer Welt und Umgebung, die auch das Kind in ihre materiellen Zwecke einzuspannen suchen. In jenen Kreisen, wo die Frau und Mutter oft zur Beschaffung der nötigsten Dinge für eine zahlreiche Familie auch ausserhäuslich tätig ist, in jenen aber besonders, wo aus materiellen Ansprüchen heraus — um es schöner zu haben — die Frau ausserhäuslich arbeitet, da versagt meistens das Heim, die Wohnstube, wie Herr Stadtrat E. Frei, Winterthur, in einer sehr gut besuchten Konferenz für Elternschulung in Rüti, Zürcher Oberland, ausführte. Die Eltern kehren müde, abgespannt von der Arbeit heim, die auf sie wartenden Kinder mit ihren Fragen, Wünschen, Problemen machen sie müde, der Vater entflieht oft ins Wirtshaus, oder ist gar zu müde, um geduldig auf etwas einzugehen; auf die Mutter wartet noch Haus-, Flick- und Wascharbeit — sie ist gereizt, «hässig», und die Kinder werden mit ihrem Hunger nach Liebe und Interesse ins Bett spediert «damit man endlich Ruhe hat».

Viele Eltern geben sich Rechenschaft von ihrem Versagen, suchen gerne Hilfe und Ratschlag bei der Elternschulung, sei es in deren Elternabenden oder in freier, vertrauensvoller Aussprache von Frau zu Frau, von Mann zu Mann. Eine Jugend in gestörten, liebearmen Familienverhältnissen verlebt, ist für lange Jahre, oft auf Lebenszeit eine schwere Hypothek für den Charakter; ein grosser Prozentsatz unserer Rekruten, zirka 10 000 junge Männer, rücken aus gestörten Familienverhältnissen ein. Die Wohnungen sind zu eng für den Spieltrieb der Kinder, die Mutter ist ein Putzteufel oder überarbeitet — und gönnt ihnen keine Entfaltung, dem Vater ist das Vereinsleben, das Wirtshaus, die Politik wichtiger als Heim und Familie. Die Kinder frieren und hungern in solcher Atmosphäre an Leib und Seele. Die Städte sind schlimmer daran als das Land, wo es mehr Raum, mehr gegebene Beschäftigung, ein festeres Zusammenhalten der Eltern gibt, und die Mutter wenigstens dem Hause erhalten bleibt, auch da wo der Vater bei kleinerem Gutsbetrieb noch ausserhäuslich arbeitet.

Aus unerfüllter Sehnsucht nach Elternliebe werden häufig Jugendliche schon zu Verbrechern; und wo, wie dies bei 50 bis 60 000 alkoholkranken Männern und Vätern der Fall ist, die Kinder in einer Atmosphäre der Angst aufwachsen, ja wo sogar die Mütter dem Alkohol verfallen sind, da darf die Gesellschaft der Erwachsenen und der sieben mal Gerechten sich nicht wundern, dass eine schwer gefährdete Jugend heranwächst. Aber auch in besseren Verhältnissen besteht den Kindern gegenüber oft eine merkwürdige Hilf- und Interesselosigkeit, oder ein Nichtverstehen der kindlichen Mentalität und ihrer Bedürfnisse, welche die Kinder dann eben schon früh ausserhäuslich werden lassen.

Hier setzt nun vor allem die Elternschulung ein, um aus dem Heim für die Kinder wieder die Wohnstube zu machen durch zweckmässige gemeinsame Beschäftigung, Basteln, Heranziehen zur Hilfe in Haushalt und Garten, sorgfältige Auswahl des Lesestoffes bei all dem unverantwortlichen Schund, dem unsere Regierung ebenso wenig wie dem verheerenden Likörfläschchen die Kanäle zu stopfen nicht imstande ist. Eltern und Kinder müssen wieder vermehrt verstehen lernen, dass das Leben verinnerlicht werden muss, dass alles äussere Tun und Streben nur der Rahmen sein kann, der durch gemeinsame Interessen, durch mehr Stille und Ruhe zur Verarbeitung empfangener Eindrücke und durch den Mut zu besser bekundeter, gegenseitiger Liebe und Rücksichtnahme gefüllt werden muss.

Wie sehr die Elternschulung einem dringenden Bedürfnis entspricht, beweist die Tatsache, dass die Eltern stets in Scharen zu den Veranstaltungen und Besprechungen kommen und dankbar sind, eine Stelle zu wissen, wo sie unabhängig von Schule oder Verwandtschaft Rat und Hilfe finden können.

Alles beruht auf Gegenseitigkeit

Auch der gute Mensch hat das Recht auf Verständnis und Unterstützung, und darum wollen wir uns heute mit dem Begriff der Gegenseitigkeit in bezug auf die Güte auseinandersetzen.

Auch der beste Mensch merkt mit der Zeit, wenn er nur ausgenützt und missbraucht wird. Wie viel Gutes wird darum unterlassen, weil man heute weiss, dass Gutsein für gleichbedeutend mit Dummsein gehalten wird. Da aber alles auf Gegenseitig-

---

Anna Carroll 26

Im Sturm zu Glück und Sieg

Von Hollister Noble

Copyright by Amalthea-Verlag, Wien-Leipzig-Zürich

Harry, immer schon ein Mann der Ueberraschungen, hatte sich jedoch schnell wieder in der Hand und fragte ruhig: «Bringen Sie den Yankees Informationen?»

«Jawohl», entgegnete Evans, von der Naivität der Frage überrascht. Er verzichtete auf alle weiteren Ausflüchte.

«Ist eigentlich selbstverständlich», murmelte Harry und fuhr sich mit der Hand über das Kinn. «Und was haben Sie in Richmond ausgekundschaftet?» Er wurde plötzlich wieder heftig. «Sie haben wahrscheinlich festgestellt, dass die Katastrophe den Süden demoralisiert hat, dass Davis seinen Generalen misstraut, vor allem Albert Sidney Johnston, dem prächtigsten Mann von allen.» Harrys Stimme wurde schneidend scharf. «Der Süden wird sich aber von den furchtbaren Fehlern und Irrtümern erholen und zuschlagen! Er wird kämpfen und glorreich siegen. Das könnten Sie erleben, wenn Sie dann noch am Leben wären.

Und was Fräulein Carroll betrifft — was Anna betrifft —, so wird sie vielleicht die einzige von uns allen sein, die unbesiegt aus alledem hervorgehen wird. Sie hat eine innere Klarheit, die wir Männer nicht vertragen. Und wenn ihre Gedanken ebenso richtig wie klar sind, dann hat sie vielleicht doch recht, dass die Sache der Südstaaten irgendwo hinkt, ohne dass wir uns dieses Mangels bewusst sind oder auf ihn hingewiesen wurden.

Ich habe Anna stets geliebt, aber stets ist sie mir überlegen gewesen. Erst heute bin ich fähig, mir einzugestehen, dass sie mir in jeder einzelnen Runde überlegen war. Sie hat etwas in sich, gegen das ich nicht ankämpfen kann. Aber wenn ich das zugeben wollte, würde meine Welt in Scherben gehen. Können Sie mir folgen?»

Evans war von Harrys Worten so gefesselt, dass er seine unangenehme Lage fast vergass.

«Ich verstehe Sie sehr gut.»

Diese Worte und was sie andeuteten, liessen Harrys Feindseligkeit wieder aufflackern. Er musterte seinen Gegner. «Jetzt aber zur Sache! Nachdem Sie alles gehört haben, frage ich Sie: was würden Sie an meiner Stelle tun? Angenommen, ich sässe auf Ihrem Sessel, und Sie stünden vor mir. Würden Sie mich dem Hinrichtungskommando übergeben, mich in einer Anwandlung von Sentimentalität freilassen oder mir Ehrenbedingungen stellen? Angenommen, ich sollte die Frau heiraten, die Sie lieben: sagen Sie mir ehrlich, Herr Evans, wie Sie entscheiden würden!»

Sekunde um Sekunde verstrich, Evans bewunderte den anderen, wie er, wieder Herr seiner Gefühle, den schmalen Kopf selbstbewusst im Nacken, am Fenster lehnte. Das Licht fiel auf seine fahlblonden Locken und zeichnete scharfe Schatten in sein hübsches Gesicht. Harry hatte ihn in eine verteufelt unangenehme Enge getrieben. Schliesslich räusperte er sich. Sein Mund war ausgetrocknet. Dumpfer Zorn sprach aus seinen Worten: «Sie kennen die Antwort ebenso gut wie ich, Herr Heyward. Ihr Fehler ist, dass Sie zu viel reden. Ich würde Sie sofort dem Hinrichtungskomamndo übergeben.»

Harry biss die Zähne so fest aufeinander, dass die Kaumuskeln an seinen Wangen hervortraten. Er nickte mit düsterer Miene, ohne sich vom Fleck zu rühren.

«Sehr richtig!» sagte er im Ton eines Professors, dem ein Schüler wider Erwarten eine richtige Antwort gegeben hat. Evans stutzte. Der Mann war unberechenbar, ein Rätsel. Er litt innerlich, doch liess er sich nichts anmerken. Seine Unsicherheit war verschwunden. Evans wusste sich einem Mann gegenüber, der eben die schwerste Entscheidung seines Lebens zu fällen hatte. Sein Herz pochte stürmisch; er glaubte zu ersticken. Todesangst kroch in ihm hoch. Auf einmal gab sich Harry einen Ruck, trat vor, fuhr mit der Linken in die Rocktasche und riss Evans' langen schwarzen Revolver heraus. Sein Gesicht war wutverzerrt.

«Der Herrgott verfluche Sie!» schrie er.

Mit diesen Worten schleuderte er die Waffe durchs Zimmer. Sie flog krachend neben der Tür gegen die Wand und landete mit dumpfem Schlag auf dem dünnen Teppich. Harry bebte am ganzen Körper. Er näherte sich Evans mit drohender Gebärde.

«Hinaus!» brüllte er. «Hinaus, oder ich ermorde Sie! Und treten Sie mir nie wieder unter die Augen!»

Evans war mit drei raschen Schritten bei der Tür, hob seinen Revolver vom Boden, sperrte auf und stürzte, die Tür hinter sich zuschlagend, ohne sich umzuwenden, auf den Gang hinaus. Draussen holte er tief Atem und stolperte auf matten Beinen zur Stiege und auf die Strasse hinaus.

Harry stand, wieder unschlüssig geworden, beim Fenster und lauschte auf Evans' verhallende Tritte. Am liebsten hätte er sich wie in den längst entschwundenen Tagen der Kindheit aufs Bett geworfen und seiner Enttäuschung, seiner Schwäche und Demütigung durch Tränen Luft gemacht. Er schaute schuldbewusst in den Spiegel und sah, dass sein Blick auffallend klar und ruhig war. Er begriff selbst nicht, was er getan hatte, und plötzlich überkam ihn eine innere Zufriedenheit. Er wagte jedoch nicht, nach der Ursache zu forschen. Er zog seinen Rock aus, warf ihn auf das Bett, drehte das Gaslicht ab, öffnete das Fenster, schob den kleinen Schaukelstuhl näher und setzte sich. Lange Zeit verweilte er regungslos, atmete tief die milde Nachtluft ein und schaute hinweg über die Dächer von Richmond und die Krümmung des Jamesflusses zur Linken. Er wusste sich sein Benehmen nicht zu erklären, legte aber keinen Wert darauf, den Beweggründen seines Handelns nachzuspüren, sondern genoss in vollen Zügen die Einsamkeit und ein Glücksgefühl, wie er es schon lange nicht empfunden hatte, so lange, dass er befürchtete, es könnte sich ihm entziehen. Als er schliesslich zu Bett ging, war aber das wohlige Gefühl immer noch in seinem Herzen, ja es verliess ihn nie mehr — bis zu seinem Tode.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Der Schreckenstag von Shiloh

Wenige Tage nachdem Evans aus Richmond zurückgekehrt war, bat Stanton Wade in sein Büro. Er forderte auch Anna und Evans auf, der Besprechung beizuwohnen.

«Mein lieber Ben», begann er, «eigentlich sollten wir trachten, im Westen so rasch wie möglich vorwärts zu kommen. Aber wir sitzen fest. Unser grosser Plan eines Doppelangriffs ist auseinandergefallen. Dabei befindet sich Grant in einer etwas gefährlichen Lage.»

«Das stimmt», meldete sich Anna zu Worte, «aber den Truppen an der Westfront bietet sich noch immer eine grossartige Chance. Wenn sie Johnston in

Dr. Arthur Frey †

Die evangelische Kirche der Schweiz hat mit dem am 7. November erfolgten Tod dieses unentwegten Kämpfers für evangelisches Glaubensgut einen schweren Verlust erlitten.

Der Verstorbene kam ursprünglich von der Jurisprudenz und der Nationalökonomie her, wurde aber bald durch seine journalistische Tätigkeit zu so tiefen und entscheidenden Einblicken in die grossen und starken Zusammenhänge von Staat, Wirtschaft, Politik und Glaube geführt, dass er sich später ganz in den Dienst des Evangelischen Pressedienstes stellte; den er seit 1939 leitete.

Seine E. P. D.-Mitteilungen zeichneten sich stets durch ebenso mutige wie kluge Stellungnahme aus, und sein Tod bedeutet für die evangelisch orientierte Presse einen sehr grossen Verlust. Er hatte den Mut, gegen jegliche totalitären Tendenzen aufzutreten, von welcher Seite sie auch kommen mochten, und vertrat in einer an Kompromiss-Tendenzen erkrankten Epoche noch die Charakter-Eigenschaften der ersten Kämpfergenerationen für den reformierten Glauben, wie sie uns in einem Luther, Zwingli, Calvin in mutiger und unbedingter Konsequenz überliefert sind.

Er war die am meisten ausgesetzte Zielscheibe im Kampf zwischen den Konfessionen, und so gross die Trauer in evangelischen Kreisen um den Verlust dieses ritterlichen Kämpfers für ihr Glaubensgut ist, so gross mag die Erleichterung anderer Kreise sein, dass der Tod diesem unentwegten Kämpfer das Glaubensschwert aus der Hand entwunden hat.

Gott möge für die Nachfolge Frey's denjenigen Mann bereit halten, den die evangelische Kirche in unseren Tagen nötiger hat als je. El. Studer

---

keit beruht, wird mit der Zeit alle Güte aussterben, weil auch die guten Menschen eine Resonanz ihrer Güte verspüren müssen, wenn diese Güte weiter gedeihen soll. Alles braucht auf irgend eine Weise seine Nahrung, damit es gedeihen kann. Für gute Menschen ist das also so zu verstehen, dass auch sie Anerkennung für ihre Güte brauchen und nicht nur ein ständiges und selbstverständliches Annehmen dieser Güte, sonst nützt sie sich mit der Zeit ab; denn der gütige Mensch ist nicht aus Dummheit gut zu seinen Mitmenschen, sondern aus Mitgefühl. Wenn er aber merkt, dass seine Güte belächelt oder gar verspottet und ausgenutzt wird, oder die Inanspruchnahme seiner Güte mit nerventötender Langeweile, ohne jedwelche Gegenregung, hingenommen wird, dann ist es ein nur menschlich und natürlich, dass seine Güte aufhört. Wohl ist ein gütiger Mensch ein langmütiger und geduldiger Mensch; denn er besitzt ja die Gabe der Erkenntnis und wendet seine Güte jenen Menschen zu, die sie nötig haben. Wenn er aber mitansehen und anhören muss, dass seine Bemühungen in einem Leerlauf enden, oder gar noch Ansprüche und Missverständnisse aus dieser Güte resultieren, dann muss er solchen Menschen seine weitere Güte verweigern, sonst wird die Güte zur Farce. Ein gütiger Mensch darf nicht dazu missbraucht werden, egoistischen, unwilligen Mitmenschen als Ausfüllsel ihrer Langeweile oder ihrer eigenen Gedanken- und Gefühlslosigkeit zu gelten. Er will ja, als Beispiel, das Nachahmung verlangt, wirken!

Das will heissen, dass, wenn sich ein Mensch gütig um einen oder mehrere Mitmenschen in irgendeiner Weise bemüht, diese Mitmenschen nun nicht einfach diese Güte an- und hinnehmen dürfen, sondern sie müssen sich auch verpflichtet fühlen und sich anstrengen, das ihre dazu beizutragen, dass aus diesem Verhältnis, ein dauerndes, bleibendes Aufbauen der gegenseitigen Beziehungen wird. Wie ich oben schon erwähnte, stirbt alles ab, wenn es nur einseitig ist; denn es ist ganz natürlich, dass jede Kraft aufhört, die nur abgenützt wird. Gewohnheit wird zur Langeweile und tötet jede weitere Entschlusskraft. Jeder Mensch braucht Hilfe durch Anregung und Unterstützung, sonst fällt die beste Sache mit der Zeit in sich zusammen oder sie bröckelt langsam ab.

Damit will ich sagen, dass jeder Mensch, ob alt oder jung, ob leidend oder gesund, ob arm oder reich, sich selbst gegenüber verpflichtet ist, sein möglichstes beizutragen, um das Beste aus allem dem zu machen, an dem er auf irgend eine Art und Weise selber teilnimmt; denn es ist sein eigener Gewinn. Es hängt nämlich von jedem einzelnen Mitmenschen ab, was aus einer Sache wird. Was sagen will, dass jeder Beteiligte oder Anwesende eine gute Sache beleben oder lähmen kann.

Zu einem gegenseitigen guten Verhältnis, sei es ein Ehe- oder Familienverhältnis, sei es ein Geschäfts- oder sonstiges Arbeitsverhältnis, gehört vor allem Offenheit und gegenseitiges Vertrauen. Da dies auch in einem solchen Verhältnis gilt, wo aus Güte etwas entstanden ist, das die Menschen zueinanderführte, das also von allem Anfang an eine gute und eine ideale Sache sein soll, sind die daran Beteiligten noch viel mehr auf gegenseitige Offenheit und gegenseitiges Vertrauen angewiesen. Wenn ein Mitbeteiligter hintenherum kritisiert und nicht loyal ist, auch in bezug auf sein Benehmen den andern Beteiligten gegenüber, so schadet er der Sache und untergräbt sie.

Dies kann weder mit Gedankenlosigkeit noch mit irgendeiner anderen Entschuldigung aus dem Wege geräumt werden, weil allgemein bekannt ist, dass jeder erwachsene Mensch weiss, was er sagt, wie er es sagt und wo er es zu sagen hat. Die Mitmenschen ihrerseits stellen sich aber auf die gleiche Stufe, wenn sie einen unüberlegten Schwätzer anhören und ihm glauben, statt ihn zurechtzuweisen, besonders wenn sie selber wissen, dass das, was er sagt, nicht stimmt.

Vergessen wir doch nie, dass diejenigen Menchen, die hintenherum und im Flüstertone kritisieren, genau wissen, dass ihre Kritik einer offenen Aussprache nicht stand hält. Mit andern Worten sind solche Menschen sich selber nicht sicher, also mit sich selber nicht im klaren.

Dass aber alles Hintenherum feige und eines erwachsenen Menschen unwürdig ist, daran sollten wir alle immer denken, dann werden wir den nötigen Mut ohne weiteres aufbringen, offen und am richtigen Ort unsere Meinungen zu vertreten. Dann werden wir aber auch als Menschen, die das Vertrauen ihrer Mitmenschen verdienen, anerkannt und wir selber profitieren dabei am meisten, weil jede Offenheit und jedes gegenseitige Vertrauen zum Verständnis der Menschen untereinander verhilft. Im Grunde genommen wissen wir ja alle, dass alles auf Gegenseitigkeit beruht und dass wir auf einander angewiesen sind, denn das Leben besteht aus einem einzigen Nimm und Gib. MEN.

Beidseitig verwendbar

sind unsere handgewobenen Teppiche, was ihre Lebensdauer beträchtlich erhöht. Nur ausgesuchtes Rohmaterial (z. B. reine Schafwolle) gelangt zur Verwendung. Verlangen Sie eine unverbindliche und kostenlose Vorführung.

BAND-Genossenschaft Bern
SELBSTHILFEWERK DER KRANKEN
Helvetiastr. 14, Tel. (031) 3 06 63

Diplomfeier im Schwesternhaus vom Roten Kreuz Zürich

Zu einer festlich-ernsten Feierstunde gestaltete sich auch dieses Jahr wieder die Diplomierungsfeier des Schwesternhauses vom Roten Kreuz in Zürich-Fluntern (am Sonntag, den 6. November, in der Grossmünsterkapelle). Im Mittelpunkt standen die jüngsten der Schwestern nicht um ihrer selbst, sondern um der Aufgabe willen, zu der sie berufen sind: dem Dienst am leidenden Mitmenschen.

Das Schwesternhaus vom Roten Kreuz, die älteste deutsch-schweizerische Schule für freie Krankenschwestern, die demnächst auf ihr 75jähriges Bestehen zurückblicken kann, war und ist stets bemüht, die Ausbildung den durch die rasche Entwicklung auf allen Gebieten der medizinischen Diagnostik und Therapie bedingten Anforderungen anzupassen. Dem um die fruchtbare Gestaltung der Pflegerinnenausbildung sehr verdienten Chefarzt des Schwesternhauses, Professor Dr. W. Gloor-Meyer, lag es ob, den Diplomandinnen durch Uebergabe des Diploms des Schweizerischen Roten Kreuzes die in dreijähriger Lehrzeit — Jahren des Wachsens und Reifens — erworbene Befähigung zur selbständigen Berufsausübung zu bestätigen. Die qualifizierte Krankenschwester, so führte Professor Gloor aus, wird in Zukunft mehr denn je die Leiterin einer aus Lernschwestern und Schwesternhilfen zusammengesetzten Arbeitsgemeinschaft sein. In einen wesentlichen Teil des unmittelbarsten persönlichen Dienstes am Kranken hat sie andere einzuführen. Sie wird diese schwierige Aufgabe nur mit Ueberlegenheit, Takt und Einfühlungsvermögen auf der Grundlage innerer Reife meistern können. Der teilweise erhobenen Forderung nach Herabsetzung des Eintrittsalters in die Pflegerinnenschulen (heute 19 Jahre) sollte deshalb wenn irgend möglich nicht nachgegeben werden. Trotz des in der Zeit intensivster Werbung schönen Umworbenseins wird aber auch die Krankenschwester von heute ohne ein gewisses Mass von Aufopferung weder das Vertrauen der Kranken gewinnen noch selber Befriedigung finden.

Allein d a s s Dienst am Kranken geübt wird, vermag nicht zu genügen. Welche Bedeutung dem W i e zukommt, wusste Pfarrer Hans Frick, Zürich-Oberstrass, in einer vom Wissen sowohl um die Grösse wie die Schwere des Pflegeberufes getragenen Ansprache mit dem 1. Vers des 13. Kapitels des 1. Briefes des Apostels Paulus an die Korinther den jungen Schwestern ins Herz zu schreiben: «Wenn ich in den Zungen der Menschen und der Engel rede, habe aber die Liebe nicht, so bin ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.» Auf die jugendliche Begeisterung, in der wir uns des grössten und höchsten Tuns fähig wähnen, muss die heilsame Enttäuschung über unser eigenes Ungenügen folgen. Dann gilt es, sich zu jener Liebe durchzuringen, die uns durch die Besinnung auf unseren Ursprung als Geschöpfe Gottes bewusst werden wird, jener Liebe, die uns über uns hinausführt und die sogar mangelnde Anerkennung hinzunehmen imstande ist, weil sie uns die Sicherheit gibt, an der Quelle des Lebens zu sein. Diese Liebe führt uns zur demütigen Haltung, Handlanger der in uns wirkenden göttlichen Liebe zu sein, so wie der Künstler Handlanger dessen ist, was er innerlich schaut. Handlangerin des Höchsten, der göttlichen Liebe: Die Schwester, die einmal von diesem Ziel ergriffen ist, wird nicht mehr davon lassen können. Ihre Freude am Beruf wird zunehmen, sie wird aber auch zu einer erstaunlichen und wunderbaren Tiefe des Lebens gelangen, zum Segen der ihr anvertrauten leidenden Menschen, zur eigenen Bereicherung. Mit den schlichten Worten «Ich gelobe es» versprachen die jungen Diplomierten, auf deren Gesichtern sich freudiger Ernst widerspiegelte, ihren Beruf treu, nach bestem Wissen und Gewissen und unter steter Wahrung der Interessen der Kranken auszuüben, um hierauf die Brosche als Zeichen der Zugehörigkeit zum Schwesternhaus in Empfang zu nehmen. Bei den zahlreich sich zur Feier eingefundenen Eltern, Mitschwestern, Gästen und Freunden mag das gemeinsam gesungene Lied Ausdruck des sich mit verantwortlich Fühlens gewesen sein. Eine besondere Weihe verlieh der Feier auch die von Barbara Peyer (Gesang), Martha Stierli (Violine) und Viktor Schlatter (Orgel) dargebotene Musik.

Das frohe Beisammensein im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben war von der durch den Präsidenten des Vorstandes, Herrn G. Keller, ausgesprochenen und von allen sich dem Schwesternhaus irgendwie verbunden Fühlenden mitempfundenen Freude belebt und erwärmt. Aus der Freude erwuchs auch der Dank an alle jene, denen die Schulung und Förderung der jungen Diplomierten ein grosses Anliegen gewesen war. An diese selbst erging zum letztenmal die Bitte von Frau Oberin Martha Lüssi, nicht mit Worten, noch mit der Zunge zu lieben, sondern in Tat und Wahrheit, wie es im Johannesbrief heisst.

In einem von zwei Schwestern ausgedachten und einer Kinderschar frisch und frei aufgeführten fröhlichen Spiel klang die Diplomierungsfeier aus. Mögen immer wieder begeisterungs- und hingabefähige junge Kräfte bereit sein, sich im Schwesternhaus vom Roten Kreuz zu sinnvollem Dienst ausrüsten zu lassen. Th. D.

Neuestes über die AHV

Der Kampf all derjenigen, welche sich dafür eingesetzt haben, dass die ständig sich mehrenden Milliarden der AHV-Fonds nicht nur als Zinsdruck verwendet, sondern den Alten und Verwitweten zur Verfügung gestellt werden, hat Erfolg gehabt. Ein Bundesratsbeschluss beschliesst die Aufhebung der Altersgrenze vom 1. Juli 1883, und es ist nicht daran zu zweifeln, dass die Parlamente dieser Altersbeihilfe an zirka 60 000 Schweizer und Schweizerinnen zustimmen werden.

Politisches und anderes

Die Genfer Aussenminister-Konferenz

Das wichtigste Ereignis der vergangenen Woche an der Genfer Konferenz bildete die schroffe Absage Molotows an die von den Aussenministern der Westmächte geforderte Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands auf dem Wege freier demokratischer Wahlen. Das «Njet» Molotows bedeutet, dass Ostdeutschland weiter als Satellitenstaat der Sowjetunion bleiben soll. Auch die daran folgende Diskussion über die Abrüstung zeigte die grossen Unterschiede in den Standpunkten beider Parteien. Während die Westmächte die Frage der Rüstungskontrolle ins Zentrum rückten, verlangte die Sowjetunion die sofortige Herabsetzung der Rüstungen sowie ein totales Verbot der Atomwaffe, ohne jegliche Kontrolle dieser Massnahmen. Es ist anzunehmen, dass alle weiteren Verhandlungen über die Abrüstungsfrage vom zuständigen Komitee der UNO geführt werden und dass in dieser Hinsicht eine Einigung erreicht wird.

Neuer Umsturz in Argentinien

Der Präsident der provisorischen argentinischen Regierung ist am vergangenen Sonntag von seinem Posten zurückgetreten und hat sein Amt an den Generalstabschef der Armee, General Pedro Aramburu, abgegeben. Präsident Lonardi wird vorgeworfen, dass er eine durchgreifende Säuberung der peronistischen Elemente nicht durchgeführt hat.

Staatsstreich der Armee in Brasilien

Die brasilianische Armee hat sich am Freitag unter dem Befehl des zurückgetretenen Armeeministers Lott gegen den amtierenden Präsidenten Carlos Luz erhoben. Nach einem unblutigen Verlauf des Staatsstreichs hat der bisherige Senatspräsident, Ramos, die Präsidentschaft übernommen und Kriegsminister Lott ist als neuer starker Mann Brasiliens aus der Revolte hervorgegangen.

Die Unterredung Pinays mit Adenauer

Der französische Aussenminister Pinay und Bundeskanzler Adenauer haben bei einer Zusammenkunft im Heim des Bundeskanzlers in der Saarfrage vollkommene Uebereinstimmung erzielt. Nach der Konferenz erklärte der französische Aussenminister, beide Seiten seien entschlossen, nach einer neuen Lösung zu suchen, wobei die wirtschaftlichen Interessen der Saar und Deutschlands berücksichtigt werden müssen.

Neue deutsche Armee geboren

Der 12. November 1955 kann als der Tag der Wiedergeburt der deutschen Armee bezeichnet werden. In einer schlichten Feier wurden 101 Mann vereidigt, darunter zwei Generalleutnants, 18 Oberstleutnants, 30 Majore, 40 Hauptleute, fünf Leutnants und 6 Unteroffiziere.

Nobelpreise für Physik und Chemie

Der Nobelpreis für Physik ist den amerikanischen Professoren W. E. Lamb und P. Pusch verliehen worden. Den gleichen Preis für Chemie erhielt Vincent du Vigneaud von der Medizinischen Fakultät der Cornell Universität New York.

Schweizerische Kriegstechnische Gesellschaft gegründet

In Bern fand in Anwesenheit des Chefs des Eidgenössischen Militärdepartements die Gründung einer Schweizerischen Kriegstechnischen Gesellschaft statt. Die neue Gesellschaft stellt sich die Aufgabe, das wissenschaftliche und technische Potential unseres Landes in noch vermehrtem Masse der materiellen Rüstung unserer Arme dienstbar zu machen.

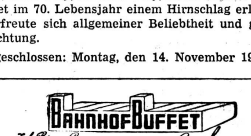
Neues Haus im Pestalozzidorf

Das 18. Haus im Kinderdorf Pestalozzi wurde als «Turnus-Haus» für die Schweizer Schulen eingeweiht. Schulklassen aus allen Landesteilen sollen als dessen Gäste im Turnus von zwei bis drei Wochen mit ihren Lehrern abwechselnd am Leben des Kinderdorfes teilhaben. Das Schweizer Haus wurde dank eines Legates eines Schweizers in Uebersee erbaut.

Madame Coty gestorben

Die Gattin des Präsidenten der Französischen Republik, René Coty, Madame Coty, ist im Schloss Rambouillet im 70. Lebensjahr einem Hirnschlag erlegen. Sie erfreute sich allgemeiner Beliebtheit und grösster Achtung. *cf.*

Abgeschlossen: Montag, den 14. November 1955.



Corinth schlagen, fällt ihnen das ganze Gebiet südlich bis Vicksburg und östlich bis Atlanta in die Hände.»

In den folgenden Tagen musste Anna immer wieder an Stantons Aeusserung von der Gefährlichkeit der Lage Grants zurückdenken. Den ganzen März hatte sie über ihrer Karte gebrütet, auf der die Stellungen Grants eingezeichnet waren: eine lockere Kette in der sumpfigen Einöde am Westufer des Tennessee bei Pittsburg Landing. Die aus diesem Ort eintreffenden Nachrichten riefen im Kriegsministerium steigende Beunruhigung hervor. Eigentlich war der Raum nur als Aufmarschgebiet für die Unionsstreitkräfte gedacht gewesen. Sie sollten von dort aus in südwestlicher Richtung gegen das dreissig Kilometer entfernte Corinth vorstossen, um Johnston zu schlagen und die Bahnlinie in die Hand zu bekommen.

Am 5. April, einem Samstag, ass Anna ihr Abendbrot allein. Evans war schon seit mehr als einer Woche mit Scott irgendwo am Tennessee unterwegs. Sie litt sonst nur selten an Nervosität, aber an jenem Abend war sie zu ihrer eigenen Ueberraschung von einer seltsamen Unruhe erfüllt. Die Stille der Nacht, sonst vertraut und fruchtbar, empfand sie heute wie eine drückende Last. Sie konnte das Alleinsein nicht länger ertragen. Kurz entschlossen hüllte sie sich in einen warmen Umhang und eilte durch die finsteren, menschenleeren Strassen ins Kriegsministerium.

Als sie im Amt eintraf, fiel ihr sofort die eigenartige Atmosphäre auf, die in der Nachrichtenzentrale herrschte. Stanton war besonders schlecht gelaunt, Lincoln soeben fortgegangen. Anna hörte, wie einige Offiziere über die Fehler des komplizierten Kommandoapparates im Westen hitzige Debatten führten. Sie schienen sehr beunruhigt, weil die Armeen Grants und Shermans nur eine lockere Kette an der Strasse nach Corinth bildeten.

Als Anna die einlaufenden Telegramme las, nahm ihre Besorgnis zu. Die verstreuten Einheiten hatten keinerlei Feldbefestigungen angelegt, und zu Annas Schreck bemerkte einer der Offiziere: «Wenn ich an Johnstons Stelle wäre, würde ich sagen, die gegnerischen Truppen liegen in völlig ungedeckter Stellung.»

Anna las einige Telegramme, in denen Grant und Sherman ihrem Oberbefehlshaber Halleck in St. Louis versicherten, dass sie keinerlei Angriff oder dergleichen gegen ihre Einheiten erwarteten.

Sie machte Stanton auf diese erstaunlichen Meldungen aufmerksam.

«Ich habe sie auch gelesen», erwiderte er ungeduldig.

«Sie sind idiotisch!» empörte sich Anna.

Der völlig übermüdete Stanton brauste auf: «Wollen Sie vielleicht das Urteil erfahrener Generale, die selber an der Front stehen, bezweifeln? Wenn ja» — er milderte seine bitteren Worte durch ein schiefes Lächeln — «dann wäre es am besten, Sie würden eine Uniform anlegen.»

«Nichts täte ich lieber als das!» versicherte Anna. «Wir alle hier spüren, dass die Lage gefährlich ist. Obzwar ich Sherman sehr bewundere, lesen sich die Telegramme wie die Aeusserungen eines Narren.»

«Ehrlich gesagt, gefällt mir die Haltung der beiden Generale selber nicht», lenkte Stanton ein, «durchaus nicht!»

Anna blieb bis Mitternacht im Kriegsministerium. Das Durcheinander der Kommandostellen und das Fehlen der primitivsten Schutzmassnahmen im ganzen Raum zwischen St. Louis und Washington war empörend. Niedergeschlagen ging sie nach Hause und legte sich schlafen.

Um sieben Uhr früh wurde sie durch ein stürmisches Klopfen an der Tür geweckt. Es war der Kutscher Stantons, ein freigelassener Negersklave namens Dan. «Fräulein Carroll, bitte kommen Sie sofort hinüber», bat er. «Ich muss einige Offiziere holen. Es ist eine fürchterliche Schlacht im Gange. Shermans gesamte Armee wurde vor drei Stunden in den Fluss gejagt. Schon um fünf Uhr früh habe ich Herrn Stanton ins Büro gebracht.»

Im Kriegsministerium waren zahlreiche Persönlichkeiten versammelt, darunter auch der Präsident. Sie umstanden schweigend die klappernden Geräte. Stantons Augen waren blutunterlaufen. Er trug weder Kragen noch Krawatte noch Rock und warf die eintreffenden Depeschen von sich, als ob er sich daran die Finger verbrennen könnte. Die Nachrichten klangen vernichtend. 40 000 Rekruten der Aufständischen waren völlig unbeobachtet — weil die Unionstruppen nicht einmal Späher ausgesandt hatten — unter Johnstons Führung von Corinth aus neunundzwanzig Kilometer nach Norden marschiert, hatten einen Tag lang knappe drei Kilometer neben dem Gros der Unionstruppen unbemerkt kampiert und am Sonntag, zwischen drei und fünf Uhr früh, die Linien der Unionstruppen durchstossen. Sie waren mit ihren Geschützen bis vor die mit schlafenden Männern überfüllten Zelte Shermans gefahren, hatte seine Einheiten mit einem Bleihagel eingedeckt, den Rest in die Flucht geschlagen und schlenen nun im Begriffe, die gesamte Unionsarmee in den Tennessee zu jagen. Alle Telegramme enthielten eine Fülle erschreckender Meldungen und deuteten auf eine Katastrophe hin. Von Grant hörte man überhaupt nichts, ja er war nicht einmal auf seinem Posten. Es hiess, er sei nicht zu finden, und dann, dass er betrunken in seinem Quartier in Savannah liege, kilometerweit vom Schlachtfeld entfernt.

So nahm die furchtbare Schlacht von Pittsburg Landing, unweit der Kirche von Shiloh, mit Schrekken und Panik ihren Anfang. Den ganzen Tag sass Anna schweigend und kreidebleich in der Nachrichtenzentrale, die einem Tollhaus glich, und bemühte sich vergeblich, wenigstens einen Teil der bitteren Wahrheit aus dem Gewirr widersprechender Meldungen zu entnehmen.

Um sieben Uhr abends begab sich Anna zu den Wades, um eine Stunde auszuruhen. Darauf kehrte sie mit dem Senator und seiner Frau in die Nachrichtenzentrale zurück. Die allgemeine Spannung hatte einen unerträglichen Höhepunkt erreicht.

Um neun Uhr änderte sich plötzlich die Lage. Es liefen Nachrichten ein, nach denen die Streitkräfte Buells am Spätnachmittag im gleichen Augenblick über den Fluss gesetzt waren, als 8000 verängstigte junge Rekruten Grants unter den Felswänden am Ufer Schutz gesucht hatten, während weitere Tausende den eiskalten Fluss durchschwimmen wollten. Die Verwundeten warteten am Ufer vergeblich auf ihren Abtransport und wurden niedergetrampelt von den in panischer Angst flüchtenden Männern, von neu eintreffenden Reserven und von Offizieren, die versprengte Soldaten in den Kampf zurückknüppelten. Die letzten kurz nach acht aufgegebenen Meldungen aus Paducah besagten, dass Beauregard, der Befehlshaber der Aufständischen, seine erschöpften Männer zurückgenommen und sich geweigert habe, sie zu einem weiteren Angriff antreten zu lassen.

Da lief Stanton an Anna vorbei und rief ihr zu: «Eine gute Nachricht: Alber Sidney Johnston ist am Spätnachmittag gefallen!»

Die Botschaft vom Tod des Aufständischengenerals traf Anna schwer; hatte sie doch das Gefühl, an dem seltsamen Netz mitgewoben zu haben, das diesem ritterlichen Offizier zum Verhängnis gewor-

Abzahlungsgeschäft und Vorsparvertrag

Immer wieder begegnen wir warnenden Stimmen gegen diese Art von Geschäften. Ist das nötig? Das statistische Material ist leider noch sehr unvollständig. Wir alle kennen aber eine mehr oder weniger grosse Zahl von Beispielen, bei denen Einzelne oder ganze Familien durch solche Geschäfte in bittere Not kamen. Wir kennen auch die Vertreter, die die Leute — sehr oft die Hausfrauen — zu Vertragsabschlüssen zu überreden wissen, die nachher bitter bereut werden. Wir wissen, dass heutzutage sozusagen alles auf Abzahlung gekauft werden kann, dass in weiten Kreisen 15 bis 20 Prozent des Einkommens für Abzahlungsraten verwendet werden müssen, dass diese Raten aber sehr oft bis auf 50 Prozent des Einkommens steigen. Wo bleibt da das zum Leben Notwendige? Deshalb kommt es so oft vor, dass die Raten nicht oder nur unter grössten Entbehrungen bezahlt werden können und dass der Abzahlungskäufer grossen Schaden leidet, wenn der Verkäufer, gestützt auf den Eigentumsvorbehalt, den Kaufgegenstand zurücknimmt und die bezahlten Raten gewöhnlich in vollem Umfange mit seinem Anspruch für Miete und Abnützung verrechnet, wenn er nicht, was nicht selten vorkommt, sogar noch weitergehende Forderungen stellt. — Auch die Vorsparverträge, die an und für sich sehr harmlos aussehen und ein Mittel gegen das Abzahlungsgeschäft sein sollten, bergen grosse Gefahren in sich.

Können wir gegen diese Zustände etwas tun? Müssen wir uns nicht resigniert mit dieser Entwicklung abfinden? Ich glaube nicht. Wenn wir auch Abzahlungsgeschäft und Vorsparvertrag, die sich nun einmal eingebürgert haben, nicht einfach ablehnen und verbieten können, so gilt es doch immer wieder und vielleicht immer mehr aufklärend zu wirken. Dadurch kann manches Geschäft verhindert werden; es können günstigere Bedingungen erreicht werden; oder zum mindesten wird das Geschäft im Bewusstsein seiner Nachteile getätigt.

Anzuerkennen ist, dass die seriösen Abzahlungsgeschäfte sehr bemüht sind, die Verhältnisse zu sanieren, indem sie gute Vertragsformulare aufstellen, gegen unseriöse Vertreter auftreten usw.

Dass aber auch gesetzliche Bestimmungen ins Auge gefasst werden, welche Abzahlungsgeschäft und Vorsparvertrag zwar nicht verbieten, wohl aber ihre Auswüchse bekämpfen möchten, beweist eine konsultative Konferenz, die das eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement vor einiger Zeit einberief. Unter dem Vorsitz von Bundesrat Feldmann wurde mit Vertretern der Abzahlungsgeschäfte einerseits und mit Vertretern sozialer Institutionen anderseits besprochen, welche Punkte für eine Gesetzesrevision, deren Notwendigkeit mit grossem Mehr bejaht wurde, in Aussicht genommen werden könnten. Es sind dies für das Abzahlungsgeschäft: Angabe von Barpreis und Abzahlungspreis; Mindestanzahlung von zum Beispiel ein Fünftel; Zustimmung des andern Ehegatten wie bei der Bürgschaft; Rücktrittsrecht für beide Vertragsparteien binnen einer Frist von 3 Tagen ohne Entschädigung; Verbot der Gerichtsstandsklausel zu Ungunsten des Käufers. — Für den Vorsparvertrag: Sicherstellung und Verzinsung der bezahlten Gelder; jederzeitige Auflösbarkeit des Vertrages mit Rückgabe der Einzahlungen nach Abzug einer gewissen Entschädigung; Möglichkeit des Eintrittes einer Drittperson an Stelle des Käufers; Verwendung des Wortes «sparen» nur bei Deponierung der Gelder bei einer Bank.

Auf Grund dieser ersten Fühlungnahme wird das Justizdepartement nun einen Entwurf ausarbeiten. Wenn auch bis zum Inkrafttreten der neuen Bestimmungen, wie bei jeder Gesetzesrevision, noch einige Zeit vergehen wird, so wissen wir doch, dass der Stein ins Rollen gekommen ist und dass etwas geschieht. Unterdessen bleibt uns als einzige Möglichkeit die Aufklärung, an der wir uns alle beteiligen sollten.

Dr. Elisabeth Nägeli

Unsere Erfahrungen mit der «Prima-Donna» aus Wien

Wir erwarteten unser neues Dienstmädchen. Vorher hatten wir eine nette Italienerin und zuletzt eine gemütliche «Schwäbin» gehabt, diesmal aber sollte es eine Wienerin sein! Begreiflich, dass wir uns alle in freudiger Erregung befanden! Gewiss würde sie gut «weanerisch» sprechen, diese entzückendste und gemütvollste aller Mundarten! Sie würde flink und lustig, anstellig und liebenswürdig sein und uns leckere «Wienerknödel» und herrliche Stollen backen.

In unsere Mutmassungen über das Aussehen und die Qualitäten der neuen «Perle» und über den voraussichtlichen Zeitpunkt ihrer Ankunft, läutete schrill das Telephon. «Hier Elfriede St....», meldete sich eine gewandte Stimme. «Ich bin soeben im Bahnhof angelangt. Können Sie mir gefälligst sagen, wie ich nach R... komme?» Alles in elegantestem Hochdeutsch! Natürlich aus lauter Rücksicht, so dachte ich, damit ich sie im Fernsprecher gut verstünde! — Ebenso höflich und in perfektem Deutsch erteilte ich die nötigen Anweisungen und schloss: «In einer halben Stunde erwarte ich Sie an der Tramhaltestelle in R...!»

Zur abgemachten Zeit fand ich mich mit meinem Töchterchen daselbst ein und wir spähten erwartungsvoll nach der neuen «Donna», unserm «Weaner-Deandl» aus. Lange vergeblich! Schliesslich entdeckte ich einen enormen Koffer, der da «allein auf weiter Flur» neben der Bank stand, auf der daran befestigten Etikette entzifferte ich Namen und Adresse der Erwarteten. Da musste doch die Inhaberin auch irgendwo in der Nähe sein! Und richtig: Jenseits der Chaussée vor dem Schaufenster des Dorfbazars gewahrten wir ein umfangreiches weibliches Wesen (fast ebenso unförmlich wie der «herrenlose» Koffer), das nun sehr gemütlich zu uns herübergeschlendert kam. «Ich bin Elfriede St...., und Sie sind wohl Frau L....?» stellte sie uns gerade beide einander vor.

Und dann wanderten wir, zu dritt mit vereinten Kräften den schweren Koffer schleppend, unserem Hause zu. Während dieser Wegstrecke von kaum fünf Minuten erfuhr ich allerlei Wissenswertes über und durch meine neue «Donna», denn ihr Mundwerk lief unaufhörlich (leider nicht auf «weanerisch»), zum Beispiel dass sie eigentlich Damenschneiderin sei, dass sie am liebsten Fleisch esse und sich aus Milchspeisen und Gemüse gar nichts mache etc. Sie hoffe, sich mit meiner kleinen Tochter gut zu verstehen, meinte sie höflich und ich werde um eine tüchtige Hilfskraft froh sein müssen, da ich ja (dies mit einem vielsagenden Seitenblick auf meine angegrauten Haare) auch nicht mehr «die Jüngste» sei.

Wie eine Königin hielt Elfriede ihren Einzug in unserem bescheidenen Heim. Mein Mann stand an der Türe empfangsbereit, um ihr Koffermonstrum in den ersten Stock hinauf zu befördern, aber nicht etwa in ihr Zimmer, denn sie fand, dass er dort zu viel Platz versperre, sondern in den Gang davor. Mein vierzehnjähriger Sohn kam und ging mit Hammer und Nägeln, um ihr nach ihrem Wunsch ein Holzbrettleln (sie hätte allerdings lieber ein solches aus Glas gehabt) unter dem Spiegel zu befestigen für ihre Riechwässer und Toilettenutensilien, während mein Töchterchen eifrig damit beschäftigt war, im ganzen Haus Kleiderbügel zusammen zu suchen für Elfriedes zahllose Rooen. Ich selbst aber erkundigte mich nach den leiblichen Bedürfnissen von «Madame» und eilte in die Küche, um das Gewünschte zu bereiten. Sie genehmigte Tee und «Stierenaugen» und vertilgte einen mitgebrachten Kuchen dazu, von welchem sie freigebig an die Kinder verteilte.

Dann begab sie sich, das gebrauchte Geschirr und den mit Kuchenkrumen übersäten Tisch in genialer Unordnung zurücklassend, wieder in ihr Zimmer hinauf, in welchem unterdessen rastlos gearbeitet worden war. «Könnte ich nun ein Bad nehmen?», erkundigte sie sich grossartig. Als ich ihr darauf erklärte, dass wir während der Woche für Bäder nicht genug heisses Wasser hätten, dass sie sich aber ausgiebig waschen und duschen könne, verzog sich unsere Prinzessin schmollend ins Badezimmer.

Nachher musste sie sich selbstverständlich (und damit hatte ich gerechnet) von der langen Reise erholen. Somit erblickte ich die Liebliche (nachdem sie sich nachmittags drei Uhr in ihre Gemächer zurückgezogen hatte) an diesem Tage nicht mehr, und am folgenden Morgen erschien sie spät, verschlafen und unlustig am Frühstückstisch; in mir aber dämmerte langsam die Erkenntnis auf, dass ich statt einer tüchtigen Hilfe nun eine verwöhnte Prinzessin im Hause hätte. Doch suchte ich mir auch jetzt noch einzureden, dass unsere Wienerin, einmal genügend ausgeruht und bei uns heimisch geworden, sich doch mit der Zeit noch ganz gut anlassen könnte.

Und sie w u r d e bei uns heimisch und zwar erstaunlich schnell. Schon in den ersten Tagen ihres Hierseins legte sie sich einen «Freund» zu, in dessen Begleitung sie abends ins Kino oder zum Baden ging. Dann begann sie sich «auszustaffieren». Kurz hintereinander schaffte sich sich ein luxuriöses Portefeuille, einen feudalen Sommermantel und «last but not least» ein elegantes, sehr kostspieliges Fahrrad an, natürlich alles auf Abzahlung. Ihren Lohn presste sie in tropfenweisen Vorauszahlungen aus uns heraus, so dass sie jeweils am Monatsende schon wieder «auf dem Hund» und damit auf unsere erneute «Zuvorkommenheit» für den nächsten Monat angewiesen war.

Ihren «Dienst» nahm sie nicht eben tragisch. Am Morgen verschlief sie sich fast regelmässig und nachmittags pflegte sie, wenigstens wenn sie keinen «Ausgang» hatte, bis nach drei Uhr in der Küche herumzutrödeln. Nicht, dass sie dafür umso sorgfältiger mit dem Geschirr umgegangen wäre, denn es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht irgend etwas zerschlug, (natürlich mit Vorliebe neue und kostbare Stücke), um es dann stillschweigend im Kehrichtkübel verschwinden zu lassen.

Sehr genau hielt sie aber ihren Feierabend ein. Pünktlich um halb acht Uhr verliess sie die Küche, ganz einerlei, ob nun aufgeräumt war oder nicht, und als ich sie einmal deswegen zur Rede stellte, verteidigte sie sich eifrig: «Das ist mein gutes Recht, meine Freundin ist sogar immer ab sieben Uhr frei.»

Ausserordentlich tüchtig und eifrig war sie im Schneidern, und an ihren freien Nachmittagen, oft auch sonntags, konnte sie stundenlang wie wütend auf der Nähmaschine herumrasseln, sich alte Röcke ändernd und neues verfertigend, und eines Tages zügelte sie kurzerhand und ohne ein Wort darüber zu verlieren, die Nähmaschine in ihr «Boudoir» hinüber.

«Ich störe Sie dann weniger, und wenn Sie zu nähen haben, dürfen Sie das ruhig bei mir drinnen besorgen», offerierte sie mir grossmütig, als ich ihren eigenmächtigen Schritt zu missbilligen wagte.

Es war ihr auf keine Weise beizukommen, weder mit Güte noch mit Strenge, und als es mir zu bunt wurde, ging ich zur Stellenvermittlerin, und diese versprach, unsere «Donna» einmal zu zitieren und ihr den Standpunkt klar zu machen. — Von dieser Unterredung kehrte Elfriede triumphierend nach Hause. «Das Fräulein hat gesagt», erklärte sie mit Siegermiene, «ich habe jeden Nachmittag eine Zimmerstunde zugut.» Ich kroch nicht gleich zum Kreuz. «Wenn Sie nach dem Essen in der Küche etwas schneller arbeiten», suchte ich einzulenken, «so will ich Ihnen mit Freuden ihre ‚Zimmerstunde' geben, aber bei Ihrem bisherigen Tempo war mir dies leider nicht möglich.» — Unsere dicke «Elfe» aber liess sich auf keinen «Kuhhandel» ein: «Ob ich langsam arbeite oder schnell arbeite, ich habe das Recht auf meine Zimmerstunde», beharrte sie eigensinnig. Und sie bekam ihre «Zimmerstunde», ich aber hatte genug von meiner «Hilfskraft» und kündete ihr. Elfriede nahm es nicht schwer und machte sich zuversichtlich auf die Suche nach einer neuen Stelle. Bald hatte sie eine solche gefunden. «Ich werde dort mehr Lohn und mehr Freizeit haben als bei Ihnen» verkündete sie strahlend, und sie bat mich, schon acht Tage vor Ablauf der Kündigungsfrist bei der «neuen Herrschaft» eintreten zu dürfen, welchen Wunsch ich ihr herzlich gerne erfüllte.

Als sie abgereist war mit ihrem Ungetüm von Koffer, dem wunderbaren Mantel und ihrer «Staatskarosse», atmete alles auf. Noch zweimal tauchte sie bei uns auf, um die Reminiszenzen ihrer riesigen Garderobe, die sie im Koffer nicht mehr hatte verstauen können, abzuholen und uns von ihrer herrlichen Stelle vorzuschwärmen. Dann blieb sie weg, und wir wussten nichts mehr von ihr, bis einige Wochen später der Velohändler, von dem sie ihr vornehmes, nie bezahltes Rad hatte, mich auf der Strasse ansprach: «Ihr Fräulein St... ist doch noch eine ehrliche Haut gewesen. Sie hat mir nämlich das Rad zurückgebracht, bevor sie wieder heim, nach Wien, gereist ist.»

Da wusste ich Bescheid: die «neue Herrschaft» hatte noch weniger lange Geduld gehabt als die «alte». — Damit war das Gastspiel unserer «Prima-Donna» aus Wien beendet. Es war ein kurzes, aber eindrückliches gewesen.

Möge das vergnügungs- und schönheitshungrige Wienerkind uns arbeitsame und gestrenge Schweizer Frauen trotzdem in freundlicher Erinnerung behalten!

M. Largiader-Linder

In einem guten Streit

Es ist eine Einstellung der Frau, dass sie in sozialen Fragen vor allem den Ursachen nachgeht und diese zu ändern versucht, nicht nur die Symptome sieht, sondern die Krankheit und deren Wiederholung oder Ausbreitung verhindern möchte. Manches Werk wird von dieser Warte aus ins Leben gerufen und manches wird von Frauen gefördert, aus dieser Erkenntnis heraus. Immer wieder, sei es im täglichen Leben oder aus der Gerichtsberichterstattung wird uns zum Bewusstsein gebracht, dass eine erschreckend grosse Zahl von Menschen, die ihr Leben nicht zu meistern wissen, aus Trinkerfamilien und zerrütteten Ehen stammen. Von dieser Erkenntnis bis zur Tat ist manchmal ein kurzer, gar oft ein langer Weg, obschon man genau weiss, dass in solcher Weise Belastete es im Laufe ihres Lebens gewöhnlich recht schwer haben, sei es, dass sie selber trunksüchtig werden oder es ihnen nicht gelingt, eine harmonische Ehe zu führen.

Um Trinkerkindern das Aufwachsen in einem Familienkreis zu ermöglichen, wurde im Jahre 1916 das Familien-Kinderheim «Hoffnung» in Häutlingen und 4 Jahre später ein solches in Dorneren-Wattenwil (BE) gegründet. Im Vordergrund stand der Familiengedanke, weshalb die Zahl der Kinder auf zwölf beschränkt bleibt. Buben und Mädchen, vom Säugling bis zum Neuntklässler, werden aufgenommen, wachsen wie Geschwister miteinander auf, besuchen die öffentliche Schule und werden in jeder nur möglichen Weise auf eine Berufslehre und auf ihr späteres Leben vorbereitet. Im Laufe der Jahre fand eine gewisse Verschiebung statt, indem auch Uneheliche und Kinder aus zerrütteten Verhältnissen in den Familienkinderheimen jene Nestwärme finden, die sie entbehren mussten. Das Ergebnis ist erfreulich, die meisten der Ehemaligen haben sich im Leben draussen bewährt und gehören nicht zu jenen Bedauernswerten, die scheiterten wegen des Versagens ihrer Eltern oder ihrer Umgebung. Die Aufgabe stellt sich jedoch mit jedem Kind wieder neu und sie zu bewältigen braucht viel Mut und Gottvertrauen. Da sich das Heim in Häutligen als nicht mehr zweckdienlich erwies, konnte nun dieses Frühjahr in Konolfingen ein anderes erworben werden. Wenn auch der Staat Bern dabei mithalf, so sind doch die Zuwendungen von Freunden nötig und willkommen, PC III 25 113. R.

Eine erfreuliche Korrektur

Ihrer Verfasserin von «Frauen lesen Zeitung» kann ich nicht beipflichten. Diese Auffassung von der zeitungslesenden Schweizerin trifft nicht mehr im allgemeinen zu, dass man schreiben dürfte, die Frau interessiere sich nur oberflächlich und nur für gewisse Rubriken der Zeitung. Die Umfrage unter den Lesern des «Bund» vor einem Jahr hat uns bewiesen, dass auch die meisten Leserinnen ebenfalls die politischen Seiten der Zeitung lesen, jedenfalls ihnen ein starkes Interesse entgegenbringen, während bei den Männern manche mehr den literarischen Teil, die Sportseite oder Spezialgebiete anzeichneten. Die Meinung von der Zeitungsleserin, die jetzt gerade in Ihrem Blatt geschildert wird, trifft sicher etwas daneben, auch wenn viele Frauen neigungsgemäss dem «Zivilstand», der Mode und den kleinen lokalen Nachrichten, auch dem Feuilletonroman, ihre Aufmerksamkeit schenken.

F. A.

Kleines Haarbrevier II

Unser Haar ist ein Barometer unserer Gesundheit — wir wissen es nur zu wenig. Ist das Haar lahm, spröde, brüchig oder überfett, fällt es mehr als normal aus, so stimmt etwas nicht in unserem Körperhaushalt. Bekannt ist, dass bei schweren Fällen von Typhus die Haarwurzeln völlig absterben können. Doch auch weniger akute und gefährliche Leiden hinterlassen ihre Spuren an unserem Haar. Nervosität kann zu Veränderungen führen, und selbst äussere Faktoren wie Temperaturschwankungen, Luftveränderungen und feuchtes Wetter vermögen es zu beeinflussen. Es ist daher sehr wichtig, dass wir auf unser Haar achten, es kontrollieren und es nicht nur elegant frisieren, sondern vor allem sachgemäss pflegen lassen. Wer wäre dazu berufener als der mehrfach mit Anerkennungspreisen im In- und Ausland ausgezeichnete G o d y B r e i t e n m o s e r (General Willestr. 21, Zürich-Enge), in dessen Salon auch Ihr Haar gründlich untersucht und gepflegt wird, ob es nun gesund oder krank ist! An Gewissenhaftigkeit übertrifft ihn keiner; er ist mit sich und seiner Arbeit erst dann zufrieden, wenn er dem Haar seiner Kundschaft Gesundheit und Schönheit zurückgegeben hat.

---

den war. Schlagartig kamen ihr alle Gespräche, die sie mit seinem Verwandten, dem Bibliothekar der Kaufmännischen Bibliothek in St. Louis, geführt hatte, in Erinnerung. Nicht einmal Wade vermochte sie aufzumuntern, als er ihr kurz vor Mitternacht aufgeregt mitteilte: «Die Armee steht und wankt nicht! Wir haben, so Gott will, die Katastrophe in einen Sieg verwandelt!»

Anna aber konnte sich nicht freuen. Sie ging traurig heim, verbrachte eine schlechte Nacht und kehrte am Morgen in das Kriegsministerium zurück. Am Nachmittag wurde gemeldet, Grant habe das Feld durch seine letzten Angriffe gesäubert. Mitten in die Freudenskundgebungen jedoch, die diese Mitteilung im Kriegsministerium auslöste, platzte ein Telegramm von Oberst Cameron aus Paducah, das die ersten Schätzungen über die Verluste beider Seiten enthielt. Es wirkte wie eine Bombe, weil sich niemand eine Vorstellung von dem Umfang des Gemetzels gemacht hatte. Am Spätnachmittag des ersten Tages, hiess es in der Depesche, seien Grant knapp 7000 einsatzfähige Männer zur Verfügung gestanden. Die Gesamtverluste beider Parteien betrügen rund 25 000 Mann an Gefallenen, Verwundeten oder Vermissten.

Diese Schreckensbotschaft brachte den ersten Jubel zum Verstummen, Buell hatte, wie es schien, die Situation gerettet. Aber um den Preis von tausend Toten, Verstümmelten und Sterbenden, die regungslos oder mit letzter Kraft um sich schlagend in den Sümpfen versanken, zu Hunderten im schlammigen Fluss abwärts trieben und in Haufen aufgeschichtet an den blutgetränkten Ufern und in den regennassen Wäldern lagen.

Stanton sass schweigend auf einem niedrigen Sessel und fuhr sich von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch über das blasse Gesicht. Anna hörte den Nachrichtenoffizier zu einem Mann sagen: «Ich mache Sie dafür verantwortlich, dass die letzte Meldung dem Präsidenten heute abend nicht vorgelegt wird, sondern erst morgen früh. Wehe dem, der das nicht befolgt!»

Anna war am Ende ihrer Kräfte. Und als Frau Wade auf sie zutrat, bat sie: «Bring mich heim, Karoline; mir ist übel!»

(Fortsetzung folgt)

Bilder und Zeichnungen von Janine von Tscharner

ausgestellt bis 26. November 1955 im Anlikerkeller, Gerechtigkeitsgasse 73, Bern.

1949 begann Janine von Tscharner intensiv zu malen. Max von Mühlenen war auf ihre Begabung aufmerksam geworden und hatte sie aufgefordert, seine Malschule zu besuchen. Mit der ihr eigenen Anpassungsfähigkeit hat sie sich erstaunlich schnell vom Stil ihres früheren Lehrers Markus Jacobi abgewandt, um die künstlerische Richtung der Malschule von Mühlenen einzuschlagen. Trotz den grossen Ansprüchen, die das gesellschaftliche Leben an sie stellt, und das Janine von Tscharner mit Souveränität als Besitzerin eines alten Berner Landsitzes führt, widmet sie sich neben allen anderen Interessen, die ihre Aufgeschlossenheit ansprechen, mit Ernsthaftigkeit der Malerei. Das Malen fällt ihr leicht. Janine von Tscharner ist sich dessen bewusst und versucht immer wieder konzentrierter der Forderung der Farbe und der Farbbeziehung gerecht zu werden. Dabei will sie zuerst in der Zeichnung das richtige Verhältnis der Formen zueinander erhalten. — Die 20 Bilder und die Anzahl schöner Zeichnungen, die gegenwärtig in Bern ausgestellt sind, zeigen diese Bestrebung. Unter den vielen Arbeiten, die entstehen, gelingen ihr Bilder, die einen ganz persönlichen Charme und Farbklang haben. So im S t i l l e b e n m i t T u l p e n, im S t i l l e b e n m i t A r t i s c h o c k e n oder im S t i l l e b e n m i t G e g e n s t ä n d e n. Persönlich sind ihre Farben: ein ganz verhaltenes Gelb, etwa drei oder vier variierte Grau, ein heftiges Blau, in richtiger Grösse, ein Violett, ein Rot. Die Grisailletöne verraten ihre waadtländische Herkunft, das Element, das wie ein Faden durch ihre Malerei geht. Diese sagt noch mehr aus: sie vermittelt die Grosszügigkeit und Offenheit, die dem Wesen der Künstlerin eigen sind. Auf einer Reise nach Griechenland entstanden sehr schöne Aquarelle und das in der Ausstellung gezeigte Bild P a t m o s. Mit den übrigen nicht erwähnten Bildern, die ausgewählt und in der Qualität gleichmässig sind, vermittelt die kleine Ausstellung im weiss getünchten Kellerraum den Eindruck frischer und bejahender Malerei.

Freier Literarischer Arbeitskreis

El. St. Dieser für das literarische Frauenschaffen in Zürich sehr wertvolle und tätige Kreis durfte am 9. November in Zürich seines 15jährigen Bestehens gedenken. Die stets rührige Präsidentin, F r a u K a e s t l i n - B u r j a m, gedachte in ihrer Würdigung dieser vergangenen Jahre vor allem der Gründerin der Vereinigung, Lina Schips-Lienert, welche am 9. August 1944 gestorben ist, nachdem sie den literarisch arbeitenden Frauen eine gefestigte Organisation hinterlassen durfte. Es darf festgestellt werden, dass sich seiner Zeit alle zürcherischen, oder in Zürich lebenden Schriftstellerinnen, die sich einen Namen gemacht haben, dem Kreis angehört haben.

Der Abend vom 9. November brachte ein durch eine Mozart-Sonate für Violine und Klavier eingerahmte Auslese literarischer Kabinettstücke, wobei Frau F. A m m a n n - M e u r i n g ein literarhistorisch wertvoll fundiertes Probestück aus ihrem demnächst erscheinenden Buch «Künstler, Humanisten, Weltumsegler» vortrug, um nachher durch eine fröhliche Jugenderinnerung von T i c k e r e i D u m b a r a (Annie Nussbaum) in orientalische Atmosphäre versetzt zu werden mit dem köstlichen «Ein Lord kommt zu Besuch».

O l g a M e y e r trug in prachtvoller Diktion ein Kapitel aus ihrem neu erschienenen, wieder im Tösstal spielenden Jugendbuch «Heimliche Sehnsucht» vor, die Zuhörerinnen durch die dramatische Gestaltung des Stoffes fesselnd.

Die in Kamerun geborene und zum Teil dort aufgewachsene M a r i a L u t z - G a n t e n b e i n ergriff wie immer mit ihren formschönen, tiefempfundenen Gedichten, von denen ja eines auch in den schönen Band «Zürcher Lyrik» aufgenommen worden ist. Und ebenso packte G e r t r u d B u r k h a l t e r durch ihre berndeutschen Gedichte, in welchen sie bewies, wie feinstes Empfinden und zartestes Natur- und Seelenleben auch im Dialekt zu schönstem Ausdruck kommen kann.

Der Freie Literarische Arbeitskreis ist jedenfalls eine wertvolle Heimat für literarisches Frauenschaffen, und die Wünsche weiter Frauenkreise begleiten ihn in seinem Wollen und in seinen Zielen mit ihren Wünschen.

Nur MOCAFINO gibt so schnell so guten Kaffee
100% reiner Kaffee-Extrakt in Pulverform

Schweden lanciert tiefgekühlte Lebensmittel

«Haushalt von heute» war die Parole einer zehntägigen Ausstellung, welche von der Göteborger Vereinigung der Detailhändler betreut wird; sie fand kürzlich statt und kehrt seit vier Jahren alljährlich wieder. Sie zeigte diesmal mehr moderne Errungenschaften für die Hausfrau als in den früheren Jahren. Den Löwenanteil des Besucherinteresses zog die Tiefkühl-Technik an sich, insbesondere auf dem Gebiete der fertiggekochten Lebensmittel in tiefgekühltem Zustande.

Die schwedischen Erzeuger tiefgekühlter Waren offerieren gegenwärtig mehr als 150 verschiedene Produkte (roh und gekocht) für die vielbeschäftigte schwedische Hausfrau, welche häufig ausserhalb des Hauses arbeitet und daher die zeitsparenden Vorteile solcher Lebensmittel zu schätzen weiss. Im Vergleiche mit den in den Vereinigten Staaten angeblich erhältlichen tausend verschiedenen Produkten mag die Zahl der schwedischen Tiefkühl-Waren unbedeutend erscheinen. Wenn man jedoch berücksichtigt, dass auf dem riesigen amerikanischen Kontinente beim Warenangebote die verschiedenartigsten Traditionen und Essgewohnheiten berücksichtigt werden müssen, erscheint das vielgestaltige schwedische Angebot an tiefgekühlten Waren in einem besseren Licht. Es ist jedenfalls weitaus grösser als das gleichartige Angebot in den anderen europäischen Ländern.

Die schwedischen Erzeuger von Tiefkühleinrichtungen für Detailgeschäfte scheinen während der letzten Jahre grosse Fortschritte erzielt zu haben. Der ständige Konkurrenzkampf zwischen dem privaten Einzelhandel und den Konsumgenossenschaften mit dem Bestreben, den Kunden die allermodernsten Einrichtungen für Frischhaltung der Waren zu bieten, gibt der Industrie starke Impulse. Die ständige Kontrolle der für den Tiefkühl-Markt hergestellten Artikel durch das Tiefkühl-Büro, eine Abteilung der Ingenieur-Wissenschafts-Akademie, hält das Kundeninteresse an den neuartigen Methoden wach und stärkt das allgemeine Vertrauen in die schwedischen Erzeugnisse auf diesem Gebiete.

-nn

Kleine Rundschau

Die Heilige Schrift in über tausend Sprachen

Nach einer Mitteilung des Weltbundes der Bibelgesellschaften wurde die ganze Heilige Schrift im Jahre 1954 in 206 Sprachen, und das Neue Testament in 260 Sprachen und wenigstens ein vollständiges Buch der Bibel in 618 weitere Sprachen und Dialekte übertragen; d. h. dass im vergangenen Jahr Stücke der Heiligen Schrift in insgesamt 1084 verschiedenen Sprachen und Dialekten erschienen sind. Darunter befinden sich auch erstmalig Ausgaben in Bandi (Liberia), Red Bobo (Französisch Westafrika), Kom (Assam), Quechua/Ayacucho und Quechua/Junin, Shipibo (beide Peru), sowie Tagaba-oa (Philippinen). E. P. D.

Bücher und Zeitschriften

Cécile, Roman von Benjamin Constant, im Fretz & Wasmuth Verlag, AG, Zürich.

Ein kleiner, wohl als Autobiographie anzusprechender Roman, der nach mehr als 120 Jahren nach dem Tode dieses unruhigen, in Lausanne geborenen, Franzose gewordenen Waadtländers, aufgefunden worden ist: Die Geschichte seiner Liebe zu Charlotte von Hardenberg, in deren glückliche Abgeklärtheit ständig die leidenschaftliche Madame de Staël hineinfunkt und den offenbar in Sachen der Liebe sehr beeinflussbaren und wankelmütigen Dichter und Politiker hin- und herwirft. Der Herausgeber, Alfred Roulin, Lausanne, berichtet im Vorwort die interessanten Umstände der Auffindung dieses verloren geglaubten Manuskripts, das Constant offenbar vor einer Publikation noch einer Ueberarbeitung zu unterziehen gedacht hatte, das aber in irgend einer Kiste vergraben und bei seinen vielen Herumreisereien in Vergessenheit geraten war.

Einklang der Geschlechter. Sexuelle Fragen in unserer Zeit, von Oscar Forel, im Rascher Verlag.

Das unter dem Titel «l'accord des Sexes» zuerst in französischer Sprache erschienene, wertvolle Buch ist in Nummer 30 vom 28. Juli 1954 unseres Blattes eingehend gewürdigt worden und wird nun in der deutschen Uebertragung in noch weiteren Kreisen wertvolle Dienste leisten.

My Wäg, Gedichte von Senta Simon, im Schwyzerlüt Verlag, Freiburg i. Ue.

Reines Berndeutsch und tiefes Gemüt zeichnen diese reizenden Gedichte aus, die sich wie eine Perlenschnur um das Erleben der Heimat, um Träumen und Hoffen, Jahr und Zeit und das ewige Vergehen und Auferstehen ranken. Perlen, welche die Ausdrucksfähigkeit eines rein erhaltenen alten Dialekts unter Beweis stellen.

Gesang des Erhabenen, von Bhagavadgita. **Ewige Botschaft,** von Ramakrischnas, im Rascher Verlag Zürich, in der Reihe: Das Erbe des Ostens.

Es sind dies zwei kleine, tiefe und ewige Wahrheiten enthaltende Bände, die in der Stille und Konzentration des Ostens herangereift sind. Von der Lebensgeschichte Ramakrischnas sagt Mahatma Gandhi, «es sei eine Geschichte angewandter Religion».

Und der Gesang des Erhabenen beweist, dass er in seinen vermehrten deutschen Ausgaben auch dem westlichen Menschen mit seiner stillen Abgeklärtheit viel zu geben hat. El. St.

Unser Alltag und seine Freude, Wanda Maria Bührig. Christliches Verlagshaus, Bern.

Wir wissen es, die Verfasserin schöpft stets aus dem Leben, sie verarbeitet die Erscheinungen, die Pflichten, die Freude, das Leid des Alltags ins Geistige und gibt damit den allerallträglichsten Arbeiten, Pflichten und Langweilereien, so wie den daraus erfolgenden Konflikten unter dem Hinblick auf Gottes Willen, und das Beispiel des Heilands stets einen höheren Sinn. Damit gibt sie vielen profanen Dingen des Alltags jenen tieferen Sinn, der in mancher Seele statt eines Gefühles des Müssens, die Freude am Dürfen auslöst. El. St.

Der Schweizerische Taschenkalender, von Büchler & Co., Bern, erscheint im 69. Jahrgang, in deutsch und französisch in seiner gewohnten, gediegenen Ausstattung in Plastikeinband zu Fr. 4.90 und enthält neben viel Schriftraum alles, was man von einem gediegenen Herren-Kalender erwarten kann.

Der Schweizerische Samariter-Taschenkalender, in hübschem, rotem Einband mit dem Roten Kreuz im weissen Feld, bringt wie gewohnt wertvolle Winke über Samariterfragen, über Zahnpflege, über richtiges Verhalten bei Unfällen, über Wert und Pflicht des Schweigens und anderes mehr. Er wird herausgegeben vom Schweizerischen Samariterbund und kann in jeder Handtasche für die verschiedensten Umstände gute Dienste leisten.

Kaisers Haushaltungsbuch ist in seiner einfachen, rationellen Anordnung den Hausfrauen eine gute und unentbehrliche Hilfe im Bestreben zu dokumentieren, wie teuer die Führung eines Familienhaushaltes geworden ist, und dem Hausherrn zu beweisen, wie sorgfältig sie mit dem Haushaltgeld umzugehen wissen. Im Verlag Kaiser & Co. AG., Bern.

Veranstaltungen

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern, Theaterplatz 7, II. Stock. Freitag, 25. November, 16.30 Uhr: Klavier-Rezital von Rosmarie Stucki. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.30.

Samstag, 26. November, 16.30 Uhr: «Konzertstunde am Kaminfeuer», veranstaltet von Frau Bertie Biedermann. Vierhändige Kompositionen, gespielt von Herrn und Frau Seeger.

Radiosendungen

sr. **Montag,** 21. November. 14.00: Notiers und probiers: Der grosse Briefkasten.— **Mittwoch,** 23. November. Frauenstunde: Eine tragische Gestalt der Opernbühne und ihr Urbild: La Traviata. — **Donnerstag,** 24. November. 14.00: Für die Frauen: Freiheit im Alltag. Plauderei. — **Freitag,** 25. November. 14.00: Die halbe Stunde der Frau: 1. Die Frau von heute in Jugoslawien. 2. Blick in Zeitschriften und Bücher.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Ich suche in mein **Einfamilienhaus** an ruhiger Lage, in schönem Garten, eine
Dauermieterin
2 Zimmer mit Küche, Badzimmer- und Kelleranteil. Keine abgeschl. Wohnung. **Miete: Fr. 140.—,** ohne Elektr. und Heizung. Offerten unt. Chiffre 3927, Kuckstuhl-Annoncen **Zürich 32.**

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

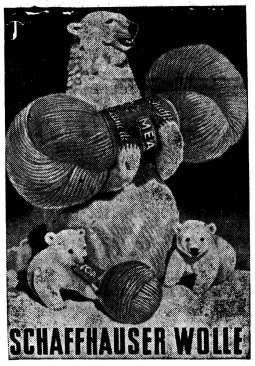
Das gute Besteck
...von SCHAR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

Gesucht in Mädchenheim für Schulkinder auf 1. Dez. 1955 od. später, zuverlässige, tüchtige, erfahrene
Köchin
die befähigt ist, die Mädchen in der Küche anzulernen. Besoldung nach kant. Beamtengesetz. Pensionskasse. Geregelte Arbeits- und Freizeit. Anmeldungen mit Zeugniskopien, Lebenslauf, Referenzen und Photo an
Kant. Mädchenheim «Gute Herberge» Riehen bei Basel, Tel. (061) 9 51 41

B Tägliche Fragen???
Wie Rasch gut preiswert
Was Tellerservice
Wann 11.00 bis 14.00 täglich
Wo Gipfelstube Marktgasse 18
W. Bertschi Sohn Tel. 24 50 16

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE VORHÄNGE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30

PARFUMS
PUDERDOSEN
Alles
für die Schönheitspflege
Weber-Strickler
PARFUMERIE
ZÜRICH - Bahnhofstr. 40



Ernst
Guets Brot
Feini Guetzli
Zürich
Hauptgeschäft Seefeldstrasse 119, Telefon 24 77 61
Tea Room Suvretta, Bahnhofstrasse 61, Telefon 23 34 31
Tea Room, Bahnhofplatz 1, Telefon 27 12 03

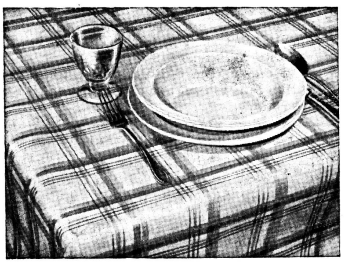
J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Helvetia Backpulver
AKTIENGESELLSCHAFT
A. SENNHAUSER, ZÜRICH

Handweben
und Webstühle

Der empfindliche Magen braucht
reines Pflanzenfett
»Schweizer Perle«
Ein Kochfett
Ia
das nicht enttäuscht
SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Famosa
der ideale
Tischbelag
ein Schmuckstück Ihres Ess- und Wohnzimmers. Er bricht nicht und klebt nicht, ist wärmebeständig und leicht zu reinigen.
Freundliche Dessins in grosser Zahl



Bezugsquellennachweis durch
Stamm & Co., Eglisau
Telephon (051) 96 32 22

Schwere aparte
Handgewobene Tischdecken
fertig umgehäkelt
aus einheimischem Flachs von Grund auf im eigenen Betrieb verarbeitet.
Bitte verlangen Sie bemusterte Offerte.
Fritz Jordi, Weberei
Gondiswil BE

Noredux Weichstärke gegen lumpige Gewebe
Jedes Gewebe verliert durch das Waschen die ursprüngliche Appretur — wird lumpig! — Mit NOREDUX geben Sie Ihrer Wäsche wieder den vollen Griff und Schönheit zurück! — Probieren Sie's selbst!
Paket Fr. 1.40
Vom Schweiz. Institut für Hauswirtschaft geprüft u. ausgezeichnet.
BLATTMANN & CO WÄDENSWIL